C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe

Hans Pleschinski (Hg.)
Nie war es herrlicher zu leben
Das geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ 1718-1784

Übersetzt und herausgegeben von Hans Pleschinski
428 Seiten, Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-64436-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
http://www.chbeck.de/11191618

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Das Attentat

Am Neujahrsmorgen 1757 ging ich in die Frühmesse. Dann harrte ich im Œuil-de-Bœuf-Salon lange meines Schicksals. Schließlich wurden sieben neue Ordensritter bekanntgegeben, ich war nicht darunter. Nicht ohne Schmerz sah ich, wie M. de Broglie beglückwünscht wurde. Es handelte sich um die sieben, die ich mir notiert hatte. Sie waren zugegebenermaßen durchwegs würdig. Nur der Infant sollte erst an Lichtmeß aufgenommen werden. Alle Orden waren Botschaftern vorbehalten. Ich erblickte den Prince de Soubise, dessen Fürsprache ich zu erlangen suchte. Er riet mir, mich zu entfernen.

Ich nahm die Wahl recht ruhig auf, wiewohl sie mich weit zurückwarf, sogar hinter Jüngere. Ich kehrte nach Paris zurück, um meine Mutter zu benachrichtigen und zu trösten.

Nachdem ich am 5. Januar tagsüber gearbeitet hatte, begab ich mich um halb zehn zum Souper ins Hôtel de Condé, wo ich ein Jahr lang nicht gewesen war. Als ich den Salon betrat, waren alle rundum erstarrt. M. le Prince und Mme. la Princesse de Condé besprachen sich mit entsetzter Miene. Ich trat neben Mme. de Renty, die mir offenbarte: «Es gilt als sicher, daß jemand den König ermorden wollte und daß er verwundet wurde!» Mehr war nicht zu erfahren.

M. le Prince de Condé brach auf, und von überall ließ man Nachrichten einholen. Da bereits serviert wurde, setzte man sich zu Tisch. Nie verlief ein Essen bedrückter. Niemand wagte aufzublicken. Das Souper war schnell vorbei. Nach Mitternacht traf der Bericht von M. de Gesvres ein. Die hübsche, liebenswürdige und schwangere Princesse de Condé glaubte, ohnmächtig zu werden:

Als der König seine Karosse besteigen wollte, um nach Trianon aufzubrechen, wurde er rechts von einem Schlag getroffen, den er zuerst für einen Fausthieb hielt. Er faßte mit der Hand hin und zog sie voller Blut zurück. Er selbst befahl die Verhaftung des Mannes im grauen Mantel und daß man ihn nicht töte. Noch gut bei Kräften stieg der König seine Treppe hinauf. Kein Wundarzt war in der Nähe. Man entkleidete ihn. Schließlich kam La Martinière. Er untersuchte die Wunde und befand sie für weder tief noch gefährlich. Der König wurde zur Ader gelassen, und er ruht derzeit.

Der Mann wurde verhaftet.

Am 6. Januar, Heilige Drei Könige, fuhr ich nach Versailles. Auf Schritt und Tritt waren Wachen postiert. Alles befand sich in Alarmbereitschaft. Im Spiegelsaal erkundigte ich mich nach dem Befinden des Königs. Mir wurde versichert, daß die Wunde so geringfügig wie ein Degenstich sei und sich in Gesellschaft sogar verbergen lasse. Ich erfuhr die Umstände; hier nun im Groben, was ich zusammentrug: Gegen sechs Uhr abends bei nur leicht diesigem Wetter, Vollmond und Fackelschein, der ihn blendete, wollte der König nach Trianon, wo alle weilten, zurückfahren. Als er hinter dem Hauptmann der Hundert Schweizer die unterste Stufe aus dem kleinen Wachsaal nahm, um in seine Karosse zu steigen, auf seinen Ersten Großwappenträger gestützt und gefolgt vom Dauphin und dem Duc d'Ayen, stürzte ein Mann zwischen zwei Wachen, die er zur Seite drängte, hervor, schob einen Gardeoffizier beiseite, gelangte halbwegs hinter den König und stieß diesem mit solcher Kraft ein Taschenmesser in die rechte Seite, daß der König durch die Wucht des Hiebs oder wegen des Messerknaufs vornüberwankte und sagte: «Duc d'Ayen, mich hat eine Faust getroffen!»

Der Täter war so schnell, daß er durch die Lücke zwischen den Wachen, die sich gerade wieder faßten, zurückschlüpfte, und niemand hatte den Hieb gesehen, sei's wegen der Fackeln oder wegen der untersten Treppenstufe, auf die man gerade achtgegeben hatte.

Nach den Worten des Königs rief aus dem Gefolge der Marschall de Richelieu: «Wer ist der Mann da mit dem Hut?» Der König wandte sich um, spürte rechts die Wunde, faßte hin, zog die blutige Hand zurück und sagte: «Ich bin verletzt! Man verhafte ihn. Aber tötet ihn nicht!»

Ein Page, der den Wagenschlag offenhielt, rief: «Der König ist verletzt!» Man bekam den Mann zu fassen, und der König kehrte um. Man will ihn tragen. Er sagt: «Nein, ich schaffe es hinauf.» Geradezu leichtfüßig nahm er seine Treppe und wirkte bislang sicher und geistesgegenwärtig. Als er oben viel Blut rinnen sah, wähnte er, tödlich verwundet zu sein: «Er hat mich getroffen. Ich bin verloren!» Die Wunde und die Erregung schwächten ihn, und mehrmals verlangte er nach Beichtvater und Arzt. Da fast sein ganzes Gefolge in Trianon weilte, war niemand zur Hand. Sein Bett war ohne Wäsche, es gab kein Hemd. Man fand bloß einen Morgenrock. Dem König wurde übel, und er fürchtete zu sterben. Er wollte eilends seinen Beichtvater. Ein Geistlicher der Pfarrei traf ein. Hastig beichtete er und bat um die Absolution, versprach, umfassender und besser zu beichten, wenn ihm die Zeit dafür bliebe. Die Absolution wurde ihm erteilt.

Irgendein Wundarzt kam, reinigte die Wunde, wagte aber nicht, sie ohne den Ersten Chirurgen genauer zu untersuchen. Schließlich traf La Martinière aus Trianon ein. Er untersuchte die Wunde und erklärte sie weder für tief noch für gefährlich, aber man glaubte – auch der König selbst –, das Messer wäre vergiftet gewesen. Alle wurden immer besorgter. Die Prinzessinnen waren durch den Tumult alarmiert, eilten herbei und sanken, als sie den König in seinem Blut liegen sahen, ohnmächtig am Bett zusammen. Einige von ihnen, ich weiß nicht welche, blieben lange bewußtlos. Wenngleich in Tränen aufgelöst, verhielt sich der Dauphin gefaßt und sorgte für Ordnung.

Die Königin traf ein, meinte, es handele sich um eine Kolik, sah das Blut und wankte. Der König verlangte weiter nach seinem Beichtvater. Da dieser nicht da war, schlug man den angesehenen Priester

der Königlichen Haushaltungen vor. Er kam. Ihm beichtete der König lange, bat dann um die Letzte Ölung. Es wurde nach den Heiligen Ölen und nach dem Kardinal de la Rochefoucauld geschickt. Die Salbgefäße kamen, doch glücklicherweise fand man den Kardinal nicht, und der König empfing keine Letzte Ölung.

Der königliche Beichtvater traf ein. Der König verbrachte mit ihm eine halbe Stunde, und man dachte, um Mme. de Pompadour wäre es nunmehr geschehen und es brächen nun wieder fromme Zeiten an. Die vertrautesten Höflinge erwogen dies und jenes, meistens nichts Ersprießliches. Der König leistete vor allen Anwesenden ehrenvoll Abbitte für seine Sünden, bat seine Kinder für erlittene Schmach und die Königin für begangenes Unrecht um Verzeihung. Zum Dauphin gewandt, sagte er, nun würde er bald glückvoller herrschen als er selbst und das Königreich in gute Hände kommen. Alle brachen in Tränen aus. Weil man Gift fürchtete, löste man gegen Mitternacht den Verband, fand aber kein bedrohliches Anzeichen und sah, daß man sich getäuscht hatte. So beruhigten sich allmählich die Gemüter.

Mme. de Pompadour befand sich mit den wichtigsten Höflingen in Trianon. Sie kehrte nach Versailles in ihr Appartement zurück, wo sie vermeintlich ruhig mehrere Tage zubrachte, ohne zum König vorgelassen zu werden.

Doch nun zum Attentäter: Sobald er ergriffen und verhört wurde, erklärte er: «Nun denn! Ich war's! Nicht nötig, noch zu suchen!» Bei seiner Tat trug er einen Hut. Als ihn zuvor jemand aufgefordert hatte, den Hut zu ziehen, hatte er geantwortet: «Nein, so trete ich den Königen entgegen!»

Man schaffte ihn in den Wachsaal. Er mußte sich völlig entkleiden. In seiner Tasche fand man ein Messer aus Namur, mit gewöhnlicher Klinge an der einen und einem Federmesser an der anderen Seite des Griffs, wie bei den Namurschen Messern üblich. Man verglich es mit dem Stich durch das Gewand des Königs und befand, daß der Mann mit diesem Messer zugestochen hatte. Man drang in ihn, ob es

vergiftet gewesen sei. Er versicherte, daß nichts dergleichen zu befürchten sei, doch um sich wichtig zu machen, sagte er: «Vorsicht mit dem Dauphin!» Er wurde nach Komplizen befragt. Er antwortete: «Wenn es welche gibt, dann sind sie nicht hier!» Am meisten erstaunte, daß man bei ihm ungefähr fünfunddreißig Louis in Gold und Silber fand und eine Nummer *1* in seinem Hut.

Man glaubte an eine Verschwörung. Überall wurden Wachen postiert, denn alles schien denkbar. M. de Machault, Siegelbewahrer, kam hinzu, zornmütig hinter ruhigem Äußeren, und verlangte, daß man den Täter durch Feuer an den Füßen zum Reden bringen solle. Die Wachen machten die Zangen glühend und verbrannten seine Füße so heftig, daß er daran zu sterben glaubte. M. de Machault wurde dies übel angekreidet. Der Verbrecher schlug wild um sich, gab aber nichts preis. Schließlich schaffte man ihn in den Kerker von Versailles, in die Obhut des Großvogts M. de Sourches und seiner Kriminalbeamten und bewacht von der Französischen Garde.

Das alles geschah in der ersten Nacht.

Am 6. wurde der Verband abermals gelöst, und La Martinière versicherte, daß keine schlimmen Folgen zu befürchten seien, doch setzte er alsbald in Absprache mit M. Senac ein detailliertes und durchaus beunruhigendes Bulletin auf. Der Rat versammelte sich; der König befahl dem Dauphin, ihm vorzusitzen. Man beschloß, sämtliche Minister in einem Rundschreiben das Unglück und das ärztliche Bulletin verlautbaren zu lassen. Der Postverkehr wurde bis zum Absenden der Schreiben, welche die Nachricht überall verbreiteten, eingestellt.

Wer vom Parlament nicht verbannt war, fand sich ein. Der König ermächtigte den Dauphin, mit ihnen zu beraten und auf Anfragen zu antworten.

Als sich die Gefahr gelegt hatte, beruhigte man sich; von Beichtvätern war keinerlei Rede mehr. Nach und nach wurden die Gespräche der Höflinge wieder normal. Der König hütete einige Tage das Bett. Dann brachte man ihn ins übliche Schlafgemach. Er besuchte

die Messe und war allmählich wieder gewillt, Mme. de Pompadour aufzusuchen. Beim ersten Mal sagte er keine Silbe, und man meinte, er wolle sie seine Mißbilligung spüren lassen.* Sie sprach zartfühlend auf ihn ein. Er antwortete nicht und zog sich stumm zurück. Er fand sich abermals bei ihr ein, spielte eine Partie und sprach. Am dritten Tag speiste er bei ihr, und binnen kurzem wurde alles wie zuvor, und sie war mächtiger denn je.

Nachdem ich am 6. morgens in Versailles eingetroffen war und mich im Œuil-de-Bœuf-Salon, wo sich die meisten aufhielten, über die Geschehnisse ins Bild gesetzt hatte, erfuhr ich, daß M. d'Argenson mich suchte. Ich begab mich zum Minister und erwähnte, daß der Täter offenbar aus Arras stamme. Er dankte für diesen Hinweis und bestimmte, daß ich sofort nach Arras aufbrechen solle, um den Hintergrund des Attentats aufzuklären. Ich sagte, daß ich zuerst den Verbrecher sehen müsse, um Anhaltspunkte zu bekommen. Er stimmte zu, lobte mich und schickte mich zu M. de Sourches, damit ich den Mann sehen konnte. M. de Sourches, der es begrüßte, daß ich nach Arras reisen sollte, führte mich zum Kerker, wo seine Beamten ihre Verhöre durchführten. Er ließ mich den Täter sehen, einen recht schönen Mann mit tiefliegenden Augen, großer Nase und von den Brandqualen fiebriger Gesichtsfarbe. Er lag auf eine Pritsche gekettet, litt und beklagte sich über M. de Machault, der ihn sinnlos mit glühenden Eisen habe quälen lassen.

Ich fragte ihn, ob er aus dem Artois stamme. Er sagte: «Ja, das stimmt! Und Leute aus dem Artois sind keine Geheimniskrämer. Wir haben keine Angst. Der König hat keine besseren Untertanen!» Alles übrige solle ich M. de Sourches fragen. Seine Stimme klang sanft, was mich zuerst in die Irre führte, denn ich hielt ihn für jemanden aus guter Familie. Beim Hinausgehen dankte er uns und sagte, daß er nur noch Gott und einen guten Beichtvater brauche. Ich begriff, daß er ein Fanatiker war und sonst nichts.

* Weil sie seine Mätresse war.

Ich berichtete M. d'Argenson. Es sprach sich herum, daß ich ihn gesehen hatte und in seine Heimat aufbrechen würde. Mein Name war in aller Munde. Man gab mir einen Wagen des Königs, in dem ich allein nach Paris fuhr. Ich begab mich zu M. le Duc d'Aumont (wir hatten noch über unsere Angelegenheiten in Boulogne zu sprechen). Laut und vernehmlich sprach ich vom Täter, den ich gesehen hatte, und nannte ihn einen Fanatiker. Die ganze Nacht hindurch arbeitete ich mich wie ein Galeerensklave in den Fall ein. Morgens brach ich bei strengem Frost auf.

Am 9. traf ich um sechs Uhr bei M. de Fillancourt in Arras ein. Ich fand alle Personen vor, die ich hatte einbestellen lassen. Ich ließ die Vorgeladenen erzittern! Der Raum war gedrängt voll. Ich ging ins Nebenzimmer und sprach mit jedem Amtsträger. Ich merkte, daß ihre Nachforschungen nichts taugten. Ich fragte nach den beiden Kronanwälten. Ich erfuhr, was ich bereits vom Täter erfahren hatte. Ich ahnte, daß man hierzulande wohl keinerlei Mitschuld trug. Gemäß den Protokollangaben ließ ich jeden, der etwas wissen konnte, zu mir kommen. Darunter befand sich Réant, der mir einen Schrecken einjagte, als er «Alculoy» genauso aussprach, wie ich es vom Täter gehört hatte.* Die Verhöre und Akten bewiesen die Besessenheit des Täters. Ich hielt die Auskünfte ordnungsgemäß fest. M. de Goure, stellvertretender Intendant der Provinz, unterstützte mich nach Kräften. Nachdem die Befragungen bis zehn Uhr gedauert hatten, aß ich gut zu Abend. Ich nahm das Mal sehr gemessen ein, unterstrich dadurch den finsteren Anlaß und ließ die Amtsträger spüren, welche Schmach es war, daß ihr Land ein solches Ungeheuer hervorgebracht hatte.

* Bei dieser vielleicht ersten auch *soziologischen* Untersuchung eines Verbrechens – versuchter Königsmord, das denkbar schwerste nach Gotteslästerung – sprach der Wirtshausbesitzer Réant den Geburtsort Damiens', Thieuloye, in der Mundart des Artois aus.

Ich erfuhr, daß die drei Brüder Ferrand oder Fillancourt auf Betreiben der Marquise hier Posten bekleideten und durchaus beliebt waren.

Mittwoch, den 12., empfing ich etliche Amtspersonen und fuhr mit meinen Nachforschungen über die Gegend und Dörfer fort. Ich speiste beim Comte du Cécile.

Donnerstag, den 13., wurden die Untersuchungen fortgesetzt, überdies empfing ich einige Damen. Ich speiste bei M. de Fillancourt. Ich wies die Vertreter der Stände (nach einer zufälligen Bemerkung) darauf hin, daß sie offenbar schliefen, und drängte auf eine Sonderversammlung, um eine Sondergesandtschaft an den Hof zu beschließen. Ich unterrichtete den Comte de Guines davon und feuerte die Herren an. Ich erfuhr, daß man den Vater in Saint-Omer verhaftet hatte, und wollte alsbald dorthin. Mein Kurier traf mit den erfreulichsten und schmeichelhaftesten Briefen aus Versailles ein.

Als ich Samstag, den 15., um acht Uhr früh aufbrechen wollte, erfuhr ich, daß die Familie zu mir gebracht wurde. Ich ließ den Gendarmen und den Kommissar holen. Gespräch mit ihnen. Ich sah verstohlen nach dem Vater vor der Tür. Ich ließ die Aussagen von Vater und Bruder, die nur von einem Diebstahl wußten, protokollieren. Ich empfand Mitleid mit den beiden in Ketten, zumal sie ehrbar wirkten.

22., Verhör der Bewohner von Fiefs und sonstiger Landsleute.

Den 4. März empfing ich von zehn bis mittags die wichtigsten Personen von Arras und den Bischof. Mit Genugtuung spürte ich, wie sehr ich wegen meiner Pflichterfüllung geschätzt wurde. Und es schmeichelte mir zu erfahren, daß das Parlament mir so vollständig vertraute und mit meiner Arbeit dermaßen zufrieden war, daß es sich bei seinem Prozeß vollkommen darauf stützen wollte. Also hatte ich in sehr stürmischen Zeiten zugleich das Parlament und das Artois zufriedengestellt. Ich nahm schweren Herzens Abschied und erreichte am 5. bei Einbruch der Nacht Paris.

Beim Obersten Parlamentspräsidenten fanden sich drei Kommissare ein, M. Severt und seitens des Königs die beiden Messieurs

de Fleury. Ich nahm feierlich Platz, und in aller Form begann die Sitzung. Ich war meiner Sache keineswegs unsicher, sondern ließ es eher die anderen werden. Ich berichtete von meinem Vorgehen und legte den Charakter Damiens' dar, so wie er sich mir durch eine Vielzahl von Informationen erschlossen hatte. Daß er von galligem Blut und Wesen, bösartig und gefährlich seit Kindesbeinen war, hochmütig und eingebildet, und daß er sich dazu ausersehen fühlte, gebieterisch Ordnung zu stiften. Daß er keine moralischen Grundsätze kannte, Geistliche verachtete und über den Glauben gespottet hatte, finster und verschlossen war, sich nie jemandem öffnete, daß er laute Selbstgespräche führte oder in sich hineinmurmelte und von derartig aufbrausendem Blut war, daß nur der Aderlaß half. Alle zwei Wochen hatte er sich zur Ader lassen und Opium nehmen müssen, was ihn für vier, fünf Tage besänftigte, wonach dann aber sein Wahn, den König töten zu müssen, wieder Besitz von ihm ergriffen und sich mit seinen Blutwallungen gesteigert hatte.

Ich endete mit meiner Einschätzung, daß vier Ursachen den Elenden angetrieben hatten: 1. sein ungestümes Blut und seine Geburt in Armut, 2. fehlende Moral und ein ihm eher spaßeshalber gestelltes Horoskop, 3. lästerliche Reden in seiner Gegenwart, 4. die wichtigste Ursache: der übermäßige und verzehrende Hochmut, der ihn glauben ließ, er müsse sich für das allgemeine Wohl und die Ordnung im Staate opfern. Das hatte den Verrückten, der er in diesem Punkte war, geleitet.

[...]

Der 28. März war sein Schreckenstag, an dem er die furchtbarsten vierzehn Stunden durchstand. Um vier Uhr früh wurde ihm sein Urteil verlesen. Er war von nichts überrascht, wußte längst alles, und sein Hochmut verleitete ihn dazu, seine Richter zu fragen, ob sie etwas vergessen hätten. Um sieben Uhr wurde er noch einmal verhört und überstand übel zugerichtet die peinliche und hochnotpeinliche Folter. Schon davor hatte er beharrlich beteuert, keinen Komplizen zu haben oder nennen zu können, und versuchte, sich so gut wie möglich an alles zu erinnern. Zuletzt entsann er sich, daß ein Sekretär in einem Haus, in dem er vor ungefähr vier Jahren gedient hatte, hinsichtlich eines Schreckens, der dem König widerfahren war, gemeint habe: Vielleicht müsse man dem König Angst einjagen, damit er wieder zur Besinnung komme. Und daß er, Damiens, diese Bemerkung nicht vergessen, sondern gegrübelt habe, wie er den König treffen könne, damit er in sich ging, und wie mutig und entschlossen er sich gefühlt habe, sich dafür zu opfern. Das schien wirklich sein ganzer Plan gewesen zu sein, der von hetzerischen Reden in Paris genährt und durch sein ungestümes Blut zur Tat geworden war. So war es denn.

Gegen drei Uhr nachmittags wurde er nach Notre-Dame gekarrt, um Abbitte zu leisten. Von dort vor vier zum Grève-Platz. Wo er vorbeikam, drängten sich die Menschenmassen, aber das Pariser Volk schien wie üblich nur gleichgültig zu gaffen. Weder Haß noch Mitleid waren zu spüren.

* Katholischer Religionsfanatiker, der 1610 Heinrich IV. ermordet hatte.

Als er am Grève-Platz ankam, musterte er alles. Er wurde ins Rathaus geführt, wo er sich eine halbe Stunde lang aufhielt. Dort bekannte er, daß er Gott, den König, das Gericht und den Erzbischof für all seine lästerlichen Reden um Vergebung bitte. Er versicherte abermals, daß es weder eine «Verschwörung noch einen Komplizen» gebe. Dann verstummte er und wollte seine Bestrafung nicht länger hinauszögern, sondern hinter sich bringen.

Gegen halb fünf wurde er in die Mitte des Grève-Platzes geführt, wo dicke Schranken ungefähr einen halben Morgen aussparten, in dessen Mitte eine Art niedriger Tisch aufgebaut war, der fest auf sechs großen Steinen ruhte.

Um ihn herum befanden sich nur die sechs Henker und zwei Beichtväter. Er half selbst, sich zu entkleiden, und zeigte weder Furcht noch Befremden, sondern schien begierig, zum Ende zu kommen (man wird sich daran erinnern, daß er sich oft genug selbst töten wollte). Man streckte ihn auf diesem Tisch aus, wo Eisenreifen seinen Körper in jede Richtung umklammerten, zwei quer über die Brust, einer teilte sich gabelförmig und ließ den Hals frei, einer drückte die Schenkel nieder. Alle waren längs miteinander verbunden und wurden durch große Schrauben unter dem Tisch gespannt, so daß der Rumpf vollkommen unbeweglich lag. Ein besonderes Eisen wurde um seine rechte Hand geschlossen, man verbrannte sie ihm mit Schwefelfeuer, was ihn schreckliche Schreie ausstoßen ließ, dann wurden seine Arme und Beine straff gefesselt, zuerst oben und dann bis hinunter zu Handgelenk und Fuß, und man befestigte diese Seile am Zuggeschirr der vier schweren Pferde, die an den vier Ecken des Tisches aufgestellt waren. Nachdem der Henker das Zeichen gegeben hatte, ließ man die Pferde immer wieder stoßweise anziehen, was nichts bewirkte, sondern ihn nur grauenvoll brüllen ließ. Man trieb die Pferde doppelt so kräftig an, ohne ihn zerreißen zu können. Seine grauenvollen Schreie übertönten trotz des Lärms der gewaltigen Zuschauermenge alles. So zogen die Pferde eine Stunde lang an ihm, ohne etwas auszurichten.

Um ihn zerreißen zu können, spannte man für seine Schenkel zusätzlich die zwei Karrenpferde an, zog, trieb alle sechs Pferde auf einmal. Das verdoppelte nur sein Brüllen, das – denn so stark war dieser Mann – nicht leiser werden wollte. Die Henker, die sich nicht mehr zu helfen wußten, gingen im Rathaus nachfragen. Man beschied ihnen, daß er gevierteilt werden müsse. Man begann wieder mit dem stoßweisen Zerren der Pferde. Die Schreie verstummten nicht, aber die Pferde begannen von ihrem Stampfen auf der Stelle müde zu werden. Daraufhin erlaubten die Richter, daß man ihn in Stücke haue; ein Henker hieb in den Schenkel und ließ zugleich die Pferde ziehen. Damiens hob noch den Kopf, um zu sehen, was man mit ihm mache, und er, der Gotteslästerer, stieß keine Flüche aus, sondern wendete seinen Kopf immer wieder zum Kruzifix und küßte es. Die Beichtväter redeten auf ihn ein.

Schließlich, nach anderthalb Stunden dieser durch ihre Dauer beispiellosen Qualen, riß zuerst der linke Schenkel ab. Das Volk klatschte Beifall. Bis dahin schien es nur gleichmütig neugierig gewesen zu sein. Dann riß, durch das Hineinhacken, der andere Schenkel ab. Darauf hieb man in eine Schulter, die schließlich abgetrennt wurde. Das Schreien verstummte nicht, war aber viel schwächer geworden. Der Kopf bewegte sich noch. Dann hackte man den vierten Teil ab, das heißt die andere Schulter. Der Kopf starb erst, als auch er abgeschlagen war und nur noch der Rumpf eingespannt lag. Man löste die Eisenringe, und es heißt, daß der Leib noch gezuckt habe, als man ihn auf den Scheiterhaufen warf, wo alle Teile verbrannt wurden.

So war das Ende dieses Elenden, der durch die Dauer seiner großen Qualen die gewiß furchtbarste Strafe erlitt, die je ein Mensch erdulden mußte.

[…]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de